

KULTUR

■ On the road again



Das Konzept kam an – es ist bereits eine Folgetournee der „Bipolar Road-Show“ für 2015 geplant. Das kulturelle Programm zum Thema Bipolare Störungen 2014 endete am 25. Mai – nach sieben Stationen – in der Hamburger Universität. Drei Stunden Gitarrenmusik von Ralf Illenberger, Peter Autschbach und Martin Kolbe wechselten sich ab mit Informationen und einer Lesung von Sebastian Schlösser. **Seite 4**

GESELLSCHAFT

■ Bedingt einsatzbereit?



Rund zwei Drittel der Menschen, die Opfer von tödlichen Schüssen im Rahmen von Polizeieinsätzen werden, sind Verwirrte, Lebensmüde, psychisch Kranke. Das ergaben Recherchen für einen TV-Beitrag im Berliner Sender RBB. Spezielle Schulungen lehnt der örtliche Innensenator dennoch ab. Von Experten gefordert werden: differenzierte Statistiken und gezielte Aufarbeitung solcher Fälle, um daraus zu lernen. **Seite 2**

KLINIKEN

■ 250!



Ein stolzes Alter: Die älteste deutsche Psychiatrie in privater Trägerschaft wird in diesem Jahr 250 Jahre alt. Was Friedrich Engelken 1764 in einem kleinen Bauernhaus begann, nimmt das heutige AMEOS Klinikum Dr. Heines in Bremen nun zum Anlass, mit diversen Veranstaltungen auf die wechselvolle Geschichte zurückzublicken – und die aktuelle Psychiatrie zu beleuchten. **Seite 10**

„Diagnose Junge“

■ Fast doppelt so hohe Krankheitskosten wie bei Mädchen

Jungen sind doppelt so oft in Förderschulen wie Mädchen und sie verursachen höhere Krankheitskosten. Das gilt besonders für psychische Erkrankungen. Hier sind die Krankheitskosten bei Jungen beinahe doppelt so hoch wie bei Mädchen. Das teilte die Bundespsychotherapeutenkammer (BPTK) mit Bezug auf Zahlen des Statistischen Bundesamtes mit.

BERLIN (hin). Demnach stehen rund 1,2 Milliarden Euro an Ausgaben für Jungen mit psychischen Störungen und Verhaltensstörungen 620 Millionen Euro für Mädchen gegenüber. Alle Diagnosen betreffend lautet das Verhältnis: 8,4 Milliarden Euro (Jungen) zu 6,8 Milliarden (Mädchen). Die Zahlen stammen allerdings von 2008. Neuere Auswertungen liegen noch nicht vor, teilte die BPTK auf Nachfrage mit.

„Jungen stoßen in ihrer Entwicklung immer mehr an Grenzen“, stellte dazu

Peter Lehndorfer, Vorstandsmitglied der BPTK, auf der Veranstaltung „Diagnose Junge – Pathologisierung eines Geschlechts?“ in Berlin fest. „Es fehlt eine öffentliche Diskussion, was Jungen brauchen und was wir für Jungen tun können, damit sie besser und gesünder durch das Leben kommen“, kritisierte er. Das Präventionsgesetz biete die Chance, „die Weichen für eine nachhaltige geschlechtergerechte Entwicklungs- und Gesundheitsförderung zu stellen“.

Warum Jungen so viel höhere Krankheitskosten verursachen, bleibt offen, hierzu wurden bei der Veranstaltung nur Hypothesen entwickelt. Eine klarere Sprache sprechen bislang nur Daten. So wie: Jungen stellen zwar unter Neugeborenen die Mehrheit (51,3 Prozent), sterben jedoch deutlich häufiger durch plötzlichen Kindstod. Fast drei von vier Jugendlichen, die im Alter zwischen 15 und 20 Jahren ums Leben kommen, sind männlichen Geschlechts. Grund sind vor allem tödliche Verletzungen.

Ab dem 7. Lebensjahr ist das Risiko für einen Jungen, an ADHS zu erkranken, viermal höher als bei einem Mädchen. Jungen weisen mehr Entwicklungs- und Lernstörungen als Mädchen auf, sind häufiger autistisch und werden viel häufiger straffällig (6-9:1). Und sie erhalten mehr als doppelt so häufig Antipsychotika wie Mädchen. Jungen benötigen auch deutlich häufiger eine Behandlung im Krankenhaus: 43,5 Prozent der Kinder und Jugendlichen in psychiatrischen Abteilungen sind Mädchen, aber 56,5 Prozent sind Jungen. Familien mit Jungen benötigen auch deutlich häufiger erzieherische Hilfen durch das Jugendamt, insbesondere im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren. Erzogen und therapiert werden sie vorwiegend von Frauen. Ihr Anteil im Kindergarten: 96 Prozent, in der Grundschule: 86 Prozent, in der Förderschule 77 Prozent, Kinder- und Jugendpsychotherapeuten: 72,6 Prozent (Daten von 2012 laut BPTK).

Auf der Suche nach dem richtigen Maß

■ Neue Übersichtsstudie: Hirnvolumenminderung durch Neuroleptika / Warnung vor Schnellreduktion

BERLIN (hin). Es gibt eine wissenschaftliche Evidenz dafür, dass sich das Volumen grauer und weißer Substanz des Frontalhirns bei Schizophreniepatienten nicht allein krankheitsbedingt vermindert. Sondern: Dies sei „mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Ausdruck einer langfristigen Antipsychotikawirkung auf das Gehirn“, so die Autoren einer neuen, online im Fachblatt „Der Nervenarzt“ publizierten Übersicht von Volkmar Aderhold, Stefan Weinmann, Claudia Hägele und Andreas Heinz (s. Springerlink.com/10.1007/s00115-014-4027-5). Ob dabei die Antipsychotika der zweiten Generation Vorteile gegenüber der ersten besitzen, sei derzeit noch unklar. Die

Veränderungen seien offenbar „kumulativ dosisabhängig“. Vor diesem Hintergrund empfehlen die Wissenschaftler eine „möglichst niedrige Dosierung zur Symptomkontrolle“.

Für die Untersuchung wurden alle Studien ausgewertet, in denen mit Bezug auf eine größere Anzahl an Patienten Ergebnisse bildgebender Diagnostik zur langfristigen Veränderung der Hirnstruktur mit Daten zur Medikamentenbehandlung und zur Erkrankungsschwere ins Verhältnis gesetzt wurden.

Mitautor Volkmar Aderhold warnte Betroffene im Zusammenhang mit den Studienergebnissen vor falschen Reaktionen: „Eine Reduktion der neuroleptischen Medikation sollte immer gut

vorbereitet, langsam und möglichst gut begleitet erfolgen.“ Um Entzugssphänomene so gering wie möglich zu halten, solle man die Dosis nur in sehr kleinen Schritten und jeweils nur um maximal zehn Prozent oder weniger reduzieren – und erst 4- bis 6 Wochen später und nur in stabilem Zustand langsam weiter reduzieren.

Genauer lässt sich demnächst einer Information der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie (DGSP) zum Thema „Neuroleptika Reduzieren“ entnehmen, die in einigen Wochen kostenlos unter www.dgsp-ev.de veröffentlicht werden soll. Diese haben Psychose-Erfahrene, Angehörige und Professionelle gemeinsam erarbeitet.



Sie haben den Siegerepokal schon nach Hause gebracht: Die Spieler des Everton FC stemmen den tohus-Cup. Die Halbprofis aus Großbritannien gewannen am 23. Mai das Finale mit 3:1 gegen Jugend hilft Jugend aus Hamburg, den amtierenden deutschen Meister im Straßenfußball. Bei dem Turnier in Bad Oldesloe waren in diesem Jahr 14 Fußballteams sozialpsychiatrischer Einrichtungen am Start: Drei kamen aus Großbritannien, den Niederlanden und Österreich. Mehr: Seite 5 / Fotos: Ingwersen

Tooor!

■ Einfach Fußball

Die Weltmeisterschaft bedeutet einmal mehr einen Monat Ausnahmezustand, nicht nur für Fußballfans. Beim Erhalt des nächsten EPPENDORFERS – der als Sommerdoppelausgabe wieder erst am 14. Juli erscheint – steht schon der neue Weltmeister fest! Wer noch mit den Regeln hadert, dem sei die Fußballfibel „Einfach Fußball“ empfohlen. In der von Aktion Mensch und der Bundesligastiftung erstellten Broschüre werden alle Fußballregeln in Einfacher Sprache erklärt. Passend



zum Mega-Event in Brasilien wurde zudem auch „Das Wunder von Bern“ in Leichte Sprache übersetzt. Die Geschichte der WM-Mannschaft von 1954 hat neben Millionen Kinobesuchern auch viele Literaturfans begeistert und wird mit diesem Buch nun allen Menschen zugänglich gemacht. Beides ist zu finden unter www.aktionmensch.de/bildungsservice. Der Deutsche Volkshochschulverband hat zudem Lernübungen zum „Wunder von Bern“ entwickelt (s. www.ichwill-lernen.de). **(rd)**



Aktion Mensch gibt eine Broschüre heraus, in der Fußballregeln in Einfacher Sprache erklärt werden. Außerdem wurde eine leicht verständliche Drehbuchfassung des Films „Das Wunder von Bern“ in Auftrag gegeben, die der Hauptdarsteller des Films, Peter Lohmeyer, mit vorstellte.

Foto/Grafik: Aktion Mensch

Polizeischüsse: Es fehlt an Aufarbeitung

■ Mehr psychisch Kranke Opfer als bislang angenommen?

Statistisch betrachtet schießt in Deutschland alle zehn Tage ein Polizist gezielt auf einen Menschen. Allein im letzten Jahrzehnt seien in Deutschland rund 80 Menschen durch Polizeikugeln gestorben. Rund zwei Drittel der Getöteten seien nicht etwa Schwerstkriminelle, sondern Verwirrte oder Menschen in psychischen Ausnahmesituationen gewesen. Dies sind Zahlen, die der Sender Berlin-Brandenburg rbb auf seiner Homepage nennt. Zahlen, die so differenziert offiziell gar nicht erfasst werden – was Experten bemängeln – und die Dr. Norbert Sigmund für seine Dokumentation „Tödliche Polizeikugeln“ recherchierte, die am 27. Mai ausgestrahlt wurde.

BERLIN (hin). Der Film untersucht drei Todesfälle in Berlin. Er befragt dazu Experten und Angehörige der Opfer, macht Einsatzfehler deutlich – und wirft die Frage auf, ob die Menschen noch leben könnten. Es wird aber auch auf die andere Seite hingewiesen: Beamte, die psychisch kranke Menschen im Dienst töten, werden oft selbst psychisch krank. So wie Mike Muche, dienstunfähig, seit er einen lebensmüden Mann getötet hat, der die Waffe auf ihn richtete, weil er selbst getötet werden wollte, wie der Polizist sagt.

Fälle, in denen Fehler im Umgang von Polizisten mit psychisch kranken Menschen tödlich enden, nähmen zu, da auch psychische Störungen und deren Ausprägungen zunehmen, sagt in dem Beitrag der Polizeiwissenschaftler Prof. Thomas Feltes. Polizisten seien nicht so darauf vorbereitet, wie sie es sein sollten. Das findet auch Prof. Asmus Finzen, der das Thema um die Jahreswende problematisiert und eine deutlich geringere Zahl an Todesfällen errechnet hatte (s. EPPENDORFER 12/2013 & 1/2014 und Soziale Psychiatrie 1/14). Es gebe typische Besonderheiten, sagt er. Etwa, dass psychisch Kranke fast immer ein Messer bei sich tragen, mit dem sie herumfuchtelten, drohen, aber selten direkt

angreifen würden. Zur Eskalation komme es meist, wenn sich ihnen jemand entgegenstelle oder ihnen zu nahe komme. Auch scheinen psychisch Kranke nicht imstande zu sein, auf die Aufforderung, die Waffe fallen zu lassen, „normal“ zu reagieren.

Spezielle Polizeischulungen für solche Fälle lehnte der Berliner Innensenator auf Frage des rbb ab: Extrafortbildungen seien „nicht zielführend“, statt auf mehr Psychologie würden mehrere Innenminister auf nicht ungefährliche Elektroschocker als Alternative zur Pistole setzen, so die Dokumentation. In allen drei im Film beleuchteten Fällen wurden die Ermittlungsverfahren gegen die Polizisten eingestellt. Das bedeutet auch: keine klare öffentliche und politische Aufarbeitung. Letzteres sei aber unerlässlich, so Feltes, „damit der Staat aus Fehlern lernen kann.“

Andere Länder seien da weiter, gibt Prof. Asmus Finzen zu bedenken: In England würden derartige Fälle registriert und überprüft. In Kanada hätten Polizei und psychiatrische Dienste gemeinsame Interventionsteams gebildet. Und Australien habe sogar ein nationales Projekt zur Erforschung solcher Zwischenfälle auf den Weg gebracht.

IN ALLER KÜRZE

Weniger Ritalin

BERLIN (rd). Der Verbrauch von Methylphenidat in Deutschland ist erstmals seit 20 Jahren gesunken. Nach Auswertungen des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) wurden 2013 bundesweit 1803 Kilogramm der unter dem Handelsnamen Ritalin bekannten Substanz verbraucht. 2012 waren noch 1839 Kilogramm des Wirkstoffs verarbeitet worden, der hauptsächlich zur Behandlung von Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivität (ADHS) verwendet wird.

Leichter dienstunfähig

BREMEN (rd). Posttraumatische Belastungsstörungen sollen in Bremen künftig leichter als Grund für die Dienstunfähigkeit anerkannt werden. Das sieht ein jetzt beschlossener Entwurf zur Neuordnung des Beamtenversorgungsrechts vor. Die Änderung führt zu einer Beweiserleichterung, teilte die zuständige Pressestelle mit. Eine Einzelfallprüfung unter Einbeziehung des Amtsarztes bleibe wei-

ter erforderlich. Die Verbesserung zielt vor allem auf besonders gefährdete Berufsgruppen wie Polizeibeamte, Feuerwehrleute und Rettungskräfte ab. Mit dem Entwurf folgt Bremen dem Beispiel der Hansestadt Hamburg, die eine entsprechende Regelung zu PTBS vor zwei Jahren eingeführt hat.

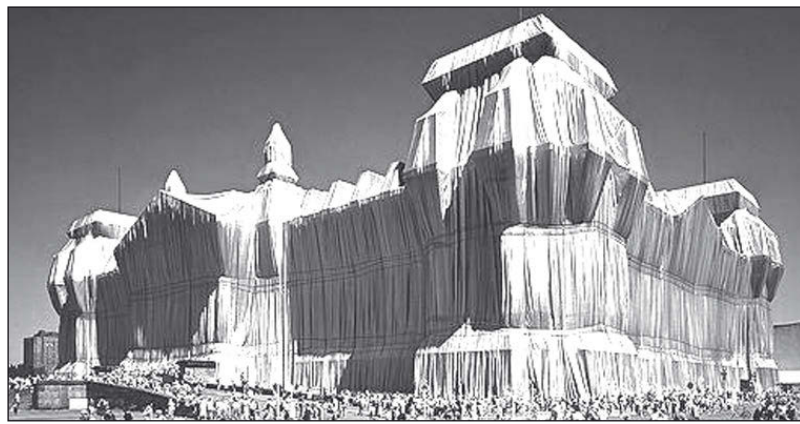
Zufriedene Patienten

BERLIN (rd). Patienten in Deutschland fühlen sich bei psychischen Belastungen gut versorgt. Dies ist ein Ergebnis des aktuellen WiDomonitors des Wissenschaftlichen Instituts der AOK (WiDO). Sowohl hinsichtlich der Erstversorgung beim Arzt – bei der die Hausärzte eine zentrale Rolle übernehmen – als auch hinsichtlich der Erfahrungen mit Psychotherapie zeichnen die Befragten ein positives Bild, teilte die Kasse mit. Die Wartezeit auf eine Psychotherapie wurde im Schnitt mit 4,5 Wochen angegeben. Die repräsentative Stichprobe umfasste 2010 Personen ab 18 Jahren aus der Grundgesamtheit der Bevölkerung. (rd)

AUS DEM INHALT

HAMBURG	NIEDERSACHSEN
UKE-Psychiatrie von Bürger-Prinz bis zu Jan Gross S. 5	Anklage gegen einstigen Betreuer bei Hüther-Alm-Projekt S. 12
SCHLESWIG-HOLSTEIN	PFLEGE
Patientinnen fordern ihren Behandler zurück S. 6	Pro und Contra High-Tech in der Pflege S. 14
EUTHANASIE	SUCHT
Von Sterbehilfe und zweifelhafter Erlösung S. 9	Hamburg: Deutliches Stadt-Land-Gefälle S. 15
KULTUR	BÜCHER
Gee Vero: Ungewöhnliche Porträts einer Autistin S. 11	Als die Jeans noch gebügelt wurde – Kriegsenkel berichten S. 17

Brief aus der Hauptstadt



Zentrum der Macht: der einst von Christo verpackte Reichstag.

Könn'se rinkieken

Dieser Brief kommt zwar weiterhin aus der Hauptstadt, aber nicht mehr aus dem Amt. Ich habe es verlassen. Anlässlich meines Wechsels in den Ruhestand gab es ein großes Abschiedsfest mit vielen Facetten der aktuellen Berliner Psychiatrie und der letzten 35 Jahre – so lange war ich dabei, ich kann es selbst kaum fassen. Ich freute mich über den Auftritt der Band „Die Schlaftabletten“ und dass es gelungen ist, viele Menschen ins Gespräch zu bringen, die sich noch nie oder schon lange nicht mehr gesehen haben. Natürlich kamen vor allem Mitarbeiterinnen von Trägern aus meinem Bezirk, aber auch Freunde und Weggefährten aus der BGSP, der DGSP und der Redaktion „Soziale Psychiatrie“. Sogar Frau Hinrichs vom „EPPENDORFER“ hat vorbeigeschaut!

Frau Fried, ehemalige Landesbeauftragte für Psychiatrie, erinnerte mich an meine Mitarbeit in der Psychiatrie-Planungskommission, die durch die Wende völlig aus dem Konzept gebracht wurde. Mein Team aus dem SPD kennt meine Filmknäcke und drehte mittels Handy eine Doku, in der endlich alle geheimen Wünsche und Alpträume ausgelebt wurden: Stundenlanges Kicker-Spielen in der Dienstzeit, sinnloses Stapeln und Stempeln von Aktenbergen, das Nachspielen der letzten „Breaking-Bad-Folge“ mittels Playmobil-Figuren und endlich, endlich durfte mal eine Akte aus dem Fenster geworfen werden. So fand endlich die von mir so geliebte Filmkunst Eingang in Wilmsdorfer Amtsräume. Überraschungsgast auf meinem Abschiedsfest war „Fischi“ aus dem Sozialpsychiatrischen Dienst in Husum. Er arbeitete als Krankenpfleger in der legendären Abteilung Sozialpsychiatrie der Freien Universität, genannt „bei Bosch“, und war ein BGSP-Original. 1987 verschwand er fast abrupt nach Norddeutschland und kehrte zum Abschiedsfest das allererste Mal nach Berlin zurück, um schon nach drei Stunden per Mitfahrgelegenheit wieder in das Rentenparadies an die Nordsee zu entschwinden.

Ich aber bleibe in Berlin, weil ich mir als Pensionat keinen besseren Ort auf der Welt vorstellen kann. Ich werde ein wenig unterrichten und mich in der BGSP engagieren, ab und zu als Gast ein Gremium besuchen und unermüdet ins Kino gehen. Ich habe mir vorgenommen, aus der neuen Perspektive heraus noch eine Weile den „Brief aus der Hauptstadt“ zu verfassen. Ich habe bereits ein wenig geübt und den bereits im letzten EPPENDORFER von Anke Hinrichs vorgestellten Dokumentarfilm „Die Wirklichkeit kommt“ in An-

wesenheit des Regisseurs Niels Bolbrinker angeschaut. Ich war nach der Vorstellung fasziniert und konsterniert zugleich. Kann es sein, dass die vielen Klienten, die mir im Amt immer von den Sendern im Nachbarhaus und den Strahlen aus dem vierten Stock berichtet haben, nur besonders hellsichtige Propheten einer komplett durchleuchteten und durchstrahlten Zukunft waren? Die beinahe krude Verknüpfung unterschiedlicher Verschwörungstheorien mit den Porträts wahnkranker Sonderlinge schien mir eine Brücke zu bauen – aus der altmodischen Sozialpsychiatrie eines Gesundheitsamts in mein neues Dasein als Nutzerin von sozialen Netzwerken und Partikel von Big Data.

Unser lokaler Sender RBB hat am 27.5. den Film „Tödliche Polizeikugeln – wenn psychisch Kranke Opfer sind“ ausgestrahlt. Der Bericht hat sich mit den drei psychisch kranken Menschen

beschäftigt, die in den letzten drei Jahren von Berliner Polizeibeamten im Einsatz getötet wurden. Auch diese kluge, differenzierte Dokumentation mit vielen Statements von Asmus Finzen hat mich da abgeholt, wo ich vor wenigen Tagen noch stand: vor der

Tür beim Hausbesuch, mit dem Arzt bei der Zwangseinweisung, immer unterstützt von gut ausgebildeten und professionell reagierenden Polizisten.

Und schon stehe ich auf der anderen Seite, rege mich auf über die Unverhältnismäßigkeit von Zwangsvorfürungen zur Begutachtung, über rabiate Übergriffe und jenes unsägliche Fehlverhalten des Polizisten im Neptunbrunnen. Noch bin ich ein wenig drin im System, aber bald schon werde ich über den Rand schauen und hoffentlich immer etwas entdecken, was ich aus der Hauptstadt berichten kann.

„Komm'se rin, könn' Se rauskieken“, sagen die ollen Berliner. Nun bin ich draußen und kann rinkieken. Mal sehen. **Ilse Eichenbrenner**

Betrifft: Abs.:

Die Autorin arbeitete als Sozialarbeiterin im Sozialpsychiatrischen Dienst Berlin-Charlottenburg und ist seit Jahrzehnten der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie und ihrem Berliner Landesverband eng verbunden. Sie hat mehrere Bücher verfasst und ist Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Soziale Psychiatrie“.

IMPRESSUM

Verlagsanschrift:

Vitanas GmbH & Co. KGaA
Vitanas Sozialpsychiatrisches
Centrum Koog-Haus
Eppendorfer
Koogstraße 32
25541 Brunsbüttel
Tel.: (04852) 96 50-0
Fax: (04852) 96 50-65
E-Mail: koog.haus@vitanas.de

Herausgeber: Matthias Roller
Vitanas GmbH & Co. KGaA
Michael Dieckmann
AMEOS Gruppe (V. i. S. d. P.)
Internet:
www.eppendorfer.de
www.kooghaus.de
www.vitanas.de
www.ameos.eu

Redaktionsleitung,
Gestaltung & Produktion:
Anke Hinrichs (hin)
Redaktionsbüro NORDWORT
Große Brunnenstr. 137
22763 Hamburg
Tel.: 040 / 41358524
Fax: 040 / 41358528
E-Mail: ahhinrichs@aol.com

Mitarbeiter dieser Ausgabe:
Sönke Dwenger, Ilse Eichenbrenner,
Michael Freitag (frg), Esther
Geißlinger (est), Gesa Lampe (gl),
Dr. Heidrun Riehl-Halen (hrh),
Dr. Verena Liebers,
(rd) steht für Redaktion, Agentur: epd

Fachbeirat:
Dr. Klaus Behrendt (Sucht)
Dr. Charlotte Köttgen
(Kinder- und Jugendpsychiatrie)
Dr. Claus Wächtler
(Gerontopsychiatrie)

Druck: Beig-Verlag, Pinneberg
Es gilt die Anzeigenpreisliste 2014.
Der Eppendorfer erscheint zehnmal
im Jahr und kostet jährlich 39,50 Euro.
Für unverlangt eingesandte
Manuskripte und Fotos wird
keine Gewähr übernommen.

Männer und Frauen sind gleichbe-
rechtigt – aber Texte müssen auch
lesbar sein. Wegen der besseren Les-
barkeit hat sich die Redaktion ent-
schieden, auf die zusätzliche Nutzung
der weiblichen Form zu verzichten.

PDF Editor

Den Schrecken von der Seele schreiben

■ Bremer Erzählcafé: Wie man oft dem Tod begegnet – und seelisch im Gleichgewicht bleibt

BREMEN/OSNABRÜCK (epd). Sie alle haben mit dem Tod zu tun, manchmal täglich: eine Kriminalkommissarin, ein ehrenamtlicher Sterbebegleiter, eine „Friedwald“-Försterin. Doch der Suizid im 1. Stock, der Mord an einem Kind, das Leid der Angehörigen kurz vor der Beisetzung sind für sie auch nach Jahren keine Routine. In einem Erzählcafé zur Bremer Ausstellung „Das A und das O – über Leben und Tod“ berichten sie von ihrem Umgang mit der Katastrophe. Ihre Beispiele geben Hinweise, warum Menschen nicht an den Schicksalsschlägen zerbrechen, die sie erleben.

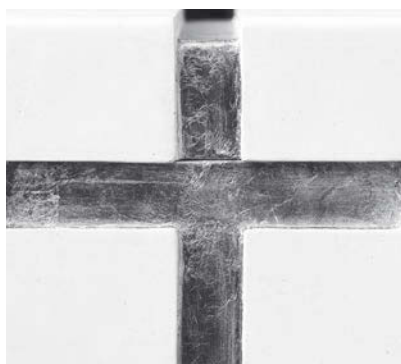
Frauke Lamprecht arbeitet im Bremer K 3. „Straftaten gegen das Leben“ heißt das Kommissariat offiziell. Im Volksmund: Mordkommission. Tag und Nacht dienstbereit, 365 Tage im Jahr, geht es im Team meist um schwerwiegende Gewaltdelikte. „Schon meine Eltern fanden es wichtig, dass alle gerecht behandelt werden“, erinnert sich die 46-jährige Mutter von drei Kindern. Wie es früher ihre Eltern getan haben, will sie nun

selbst dafür sorgen, dass sich alle an Regeln halten.

Den Opfern gegenüber empfindet sie eine Verpflichtung: „Ich will herausfinden, was passiert ist.“ Die Spuren zusammenfügen, das Puzzle ergänzen, bis sich ein Bild ergibt. Besonders Kinder, die getötet worden sind, entfachen den Gerechtigkeitsinn der Frau. Sie will etwas tun. Ermitteln, bis die Fakten auf dem Tisch liegen. Frauke Lamprecht möchte, dass die Angehörigen verstehen können, was passiert ist. „Damit sie den Trauerweg gehen können.“

Das Bild einer Leiche bringt sie nicht aus dem Gleichgewicht, höchstens, wenn sie das Alter eines ihrer Kinder hat. Doch wie kann das sein? Woher kommt diese Widerstandsfähigkeit? So, als hätte sie in Drachenblut gebadet. „Ich schreibe mir das buchstäblich von der Seele, jedes Detail kommt in die Berichte“, erläutert die Kriminalkommissarin mit den Lachfältchen in den Augenwinkeln.

Experten sprechen in diesem Zusammenhang von der Fähigkeit zur Resilienz,



Der Umgang mit dem Tod ist für viele ein Kreuz ...
Foto: Messe Bremen/Michael Bahlo

von einem seelischen Immunsystem, das hilft, sich wie ein Stehaufmännchen immer wieder aufzurichten. „Wörtlich bedeutet Resilienz Elastizität“, erläutert die Osnabrücker Resilienztrainerin Monika Gruhl. „Sie lässt Menschen wie ein Gummiband in ihren normalen Zustand zurückschnellen, egal was ihnen wider-

fährt.“ Allerdings unter einer Voraussetzung: „Dass wir Probleme nicht verdrängen, sondern aufmerksam wahrnehmen.“

Das tut auch der Lilienthaler Christian Hüffmeier, der aus einem Pastorenhaus mit sechs Geschwistern stammt. Eine glückliche Kindheit. Seit Jahren engagiert sich der nun 75-Jährige ehrenamtlich als Sterbebegleiter. „Ich glaube, dass ich gut zuhören kann“, erzählt der gläubige Christ. Wenn Sterbende ihm etwas erzählen, kommt der Tod seltener zur Sprache. „Dann geht es um ihr Leben, um das, was sie erlebt haben.“

Hüffmeier hat den Eindruck, dass Sterbende im Gespräch vermitteln wollen: Mein Leben ist noch nicht zu Ende. Für sich selber hat er daraus gelernt, dass es sinnvoll ist, etwas über das eigene Leben aufzuschreiben. „Zeugnis abzulegen für meine Kinder, für die mein Leben ja auch prägend ist.“

Schließlich die „Friedwald“-Försterin und Biobäuerin Sabine Stoewenau (48), die bei Waldführungen im Bremer Umland Bestattungsbäume vorstellt und Bei-

setzungen begleitet. „Der Tod spielte immer eine Rolle in meinem Leben“, erinnert sich die Frau, Mutter von zwei Kindern. Ihr Freund starb früh, ihr Großvater auch. Sie hat die Verluste nie ausgeblendet. „Das hat mich viel beschäftigt.“ Auch mit dem Leid anderer Menschen könne sie gut umgehen, sagt sie. Wenn sie zuhöre, entstehe ein Fluss, „ein Geben und Nehmen, das tut beiden gut“.

Die Kriminalkommissarin, der ehrenamtliche Sterbebegleiter, die haben etwas gemeinsam: die Ehrfurcht vor dem Leben. Frauke Lamprecht bringt es so auf den Punkt: „Wir streiten uns manchmal über so banale Dinge. Dazu ist das Leben viel zu wertvoll.“

Nächster Vortrag „Leben und sterben lassen?“ am 24. Juli um 19.30 Uhr im Bremer „Haus im Park“ (Züricher Straße 40, 28325 Bremen) im Rahmen der Bremer Ausstellung „Das A und das O – Eine Ausstellung über Leben und Tod“. Die Ausstellung läuft noch bis zum 15. Juni. **Dieter Sell (epd)**

Warum der Abschied so wichtig ist

■ Aus dem Alltag eines Leichenrekonstruktors

Joerg Vieweg ist einer von 120 Thanatologen in Deutschland, die Leichen rekonstruieren, die zunächst entstellt sind. Es sei wichtig für die Hinterbliebenen, den Leichnam noch einmal berühren zu können, um wirklich zu begreifen, dass der Mensch tot sei, so Vieweg.

BREMEN/RELLINGEN (epd). Der Bestatter und Thanatologe Joerg Vieweg (48) aus Rellingen ermutigt zum Abschied am offenen Sarg. Das sei auch dann möglich, wenn der Leichnam nach einem Unfall, Obduktionen, langjährigen Krankheiten oder einem Sturz aus großer Höhe zunächst entstellt sei, sagte Vieweg dem Evangelischen Pressedienst (epd). „Durch eine Rekonstruktion ist es in 95 Prozent aller Fälle möglich, die Leiche aufzubahren.“ Der Experte hat unter anderen die Leiche des ehemaligen Nationaltorhüters Robert Enke rekonstruiert, nachdem sich der Sportler im November 2009 im Alter von 32 Jahren das Leben genommen hatte. Er wurde von einem Zug erfasst und tödlich verletzt.

Was durch Rekonstruktionen alles möglich ist, erläuterte Vieweg bei der Bremer Kongressmesse „Leben und Tod“ in einem Workshop. „Die Abschiednahme am offenen Sarg ist umso wichtiger, je akuter, plötzlicher und je jünger ein Mensch gestorben ist“, sagt der Bestatter. Trauerpsychologisch sei es wichtig, den Leichnam noch einmal berühren zu können, um wirklich zu begreifen, dass der Mensch tot ist. „Noch vor 100 Jahren war das Abschiednehmen am offenen Sarg ein fester Bestandteil der Abschiedskultur.“ In der Nachkriegszeit sei dieses Ritual aus der

Mode gekommen, obwohl es nachweislich helfe, den Toten gehenzulassen.

„Besonders ein Kind gehört nicht in die Kühlung“, kritisierte Vieweg Kollegen, die eine Aufbahrung nicht möglich machen. Er hat schon Leichen rekonstruiert, die von einem schweren Laster überrollt wurden oder nach mehreren Tagen auf einer Fußbodenheizung leicht mumifiziert waren. „Ich bin dafür, immer erst zu schauen, ob eine Rekonstruktion möglich ist.“ Seinen Angaben zufolge gibt es in Deutschland etwa 120 Thanatopraktiker, die eine Aufbahrung

Vorbereitung für eine Aufbahrung

vorbereiten können, etwa zwei Dutzend auch in schwierigen Fällen.

Nach den Worten des ausgebildeten Krankenpflegers und ehemaligen Notfall- und Rettungssanitäters sind es nicht immer dramatische Fälle, die er wieder rekonstruiert, um sie für eine Aufbahrung zu Hause, im Bestattungsinstitut oder in einer Kirche vorzubereiten. „Manchmal sind es lange und schwer erkrankte Personen, die beispielsweise aufgrund einer Chemotherapie oder einer Autoimmunerkrankung extrem stark verändert sind.“

„Offen hören wir den Ratschlag, als Angehöriger auf die offene Abschiednahme zu verzichten und lieber den Verstorbenen so in Erinnerung zu behalten, wie er im Leben war“, ergänzte Vieweg. „Das ist aber nach psychologischen Untersuchungen nicht nur falsch, sondern kann sogar zu unüberwindbaren Trauerbarrieren führen.“ Es gebe ei-



„Letzter Schrei“: Aufbahrung auf dem Motorrad. Foto: Messe Bremen/J. Rathke

gentlich kaum Grenzen, eine Leiche wieder herzurichten. „Das ist eine Frage des Aufwandes.“ Nur wenn ein Körper beispielsweise über Wochen im Wasser gelegen oder in einem Baum gehangen hat, kann auch Vieweg nicht mehr helfen.

Aufbahren heißt: Der Verstorbene muss nicht gleich in den Kühlraum des Bestatters. Er kann eine gewisse Zeit zu Hause, in einer Kapelle oder Leichenhalle bleiben, um dort besucht zu werden. Wer im Krankenhaus gestorben ist, kann nach Hause gebracht werden, damit sich Angehörige, Freunde und Bekannte besser verabschieden, vielleicht auch eine Totenwache halten können.

Da in Deutschland eine Leichenhallenpflicht gilt, ist die Zeit für eine Aufbahrung zu Hause in den meisten

Bundesländern ohne jede behördliche Genehmigung auf 36 Stunden begrenzt. Manchmal kann die Frist auf Antrag bei den zuständigen Ämtern auf bis zu 96 Stunden erweitert werden. Ist eine Kühlung, wie etwa in einem Bestattungsinstitut oder wie in der Leichenhalle eines Friedhofes, vorhanden, gibt es noch mehr Zeit für den Abschied.

Bei Eintritt des Todes muss zunächst ein Arzt gerufen werden, der den Totenschein ausstellt. Vorher darf der Leichnam weder versorgt noch irgendwie anders behandelt werden. Litt der Verstorbene an einer Erkrankung, die unter das Bundesseuchengesetz fällt, darf der Leichnam allerdings nicht zu Hause aufgebahrt werden. Das wäre beispielsweise der Fall, wenn der Betroffene an einer Virusgrippe, an Hepatitis oder Tuberkulose starb.

Messe rund um Tod und Bestattung

Themen wie Sterbebegleitung, Trauer und neue Bestattungsformen bestimmten die zweitägige Kongressmesse „Leben und Tod“, die im Mai zum fünften Mal in Bremen stattfand. Die Veranstalterin – die Messe Bremen – sprach von einem Besucherzuspruch auf Vorjahresniveau (3352 Menschen) und einem Ausstellerrekord: Diesmal präsentierten sich 142 Organisationen und Institutionen aus Hospizarbeit und Palliativversorgung sowie Hersteller von Urnen, Trauerkarten, Erin-

nerungsschmuck, Grabsteinen und Grabkreuzen, Trostpuppen, Särgen aus Korb und vielem mehr (2013: 104).

Christine Stockstrom vom Bundesverband der Trauerbegleiter plädierte für eine neue Trauerkultur. In Betrieben gebe es ein, vielleicht zwei Tage Sonderurlaub. Das sei zu wenig: „Trauer ist keine Krankheit. Die Menschen brauchen mehr Zeit für die Trauer.“ Im kommenden Jahr findet die LEBEN UND TOD am Freitag und Samstag, 8. und 9. Mai 2015, statt. **(rd)**

Was steckt hinter dem Boom bei Tiergräbern?

IRSEE (epd). Es ist ein Boom: Rund 160.000 Tierbestattungen gab es nach Angaben des Internetportals bestattungen.de im vergangenen Jahr in Deutschland. Seit 2010 hat sich die Zahl um fast drei Viertel erhöht. Die Schwabenakademie Irsee im Allgäu widmete dem Thema nun eine dreitägige Tagung. Unter dem Titel „Tier-Tod: Bestattungen, Friedhöfe und Grabmale für Tiere“ diskutierten Fachleute etwa über Luxusgräber, Gedenkstätten für Tiere sowie über die gewandelten Beziehungen von Mensch und Tier.

Worin zeigt sich der Wandel im Mensch-Tier-Verhältnis? Das fragte der Evangelische Pressedienst (epd) den Leiter der Akademie und Religionsphilosophen Markwart Herzog. „Schon alleine darin, dass in Deutschland jedes Jahr etwa vier Milliarden Euro in der Heimtierbranche umgesetzt werden. Es gibt Tierfriseur, Tierkliniken bieten bereits Chemotherapien für Tiere an“, erläutert er. „Früher hießen Hunde Bello und Fiffi. Heute haben sie menschliche Vornamen wie Oskar oder Kunstnamen wie Asterix. Die Grenzen zwischen Mensch und Tier verschwinden zusehens.“ Auch im Tod gebe es eine ganz massive Vermenschlichung von Tieren. Die Praktiken bei der Tierbestattung seien mittlerweile ähnlich wie bei Menschen. „Der Tierbestatter kommt zum Hausbesuch. Es gibt Trauergespräche. Auf den Gräbern finden sich Skulpturen oder Fotos der Tiere und religiöse Bezeichnungen wie ‚mein Engel‘. Sie können sich heute auch die Asche ihres Katers zu einem Diamant pressen lassen.“ Was sind die Gründe für diese Vermenschlichung? Das habe zum einen soziologische Gründe, so Herzog. „Wir leben in einer verstäderteten Gesellschaft, in der es viel Vereinsamung gibt. Soziale Kontakte gehen verloren. Die Menschen suchen Ersatz und finden sie bei den Tieren.“ Es gebe aber auch wirtschaftliche Gründe für den Wandel: „Erd- und Urnenbestattungen bei Menschen gehen zurück. Dafür nehmen anonyme Bestattungen zu, bei denen es keine Einzelgräber mehr gibt. So entstehen Brachflächen auf den Friedhöfen. Um sie auszulasten, treten die Kommunen bereits Flächen an Tierbestattungsfirmen ab. Da ist ein ganz neuer Wirtschaftszweig entstanden, der gut von den Gefühlen des Menschen zum Tier lebt.“